



Im Dorf der Hundertjährigen:

Kein Ort der Welt zählt mehr Hundertjährige als Perdasdefogu auf Sardinien. Was ist das Geheimnis der Menschen dort? Seite 3

FÄCHER



Gripeschutzimpfung nicht für alle:

Die nächste Grippewelle könnte heftig werden, aber die Krankenkassen zahlen nicht jedem die Schutzimpfung. Seite 4

77. Jahrgang • Nr. 40

Samstag, 8. Oktober 2022

„Das Boot fuhr ganz langsam, weil es nur einen Motor gab und dieser Motor jederzeit ausgehen konnte. ... Da die Luft zu schlecht war und es seit zwei Tagen kein Essen und Trinkwasser gab, wurde meinem ältesten Sohn plötzlich schlecht und er wurde bewusstlos. Er kam glücklicherweise wieder zu sich. Aber ein anderer Junge war sehr schwer krank und konnte nicht gerettet werden. Er war der erste, der ein nasses Grab gefunden hat. Wellen und Weinen haben zusammen eine Sinfonie gespielt.“

Einmal durch die Hölle

Das zweite Leben der Boatpeople in Pforzheim

Wie ein Bericht aus einem anderen Leben kommen Chi-Huy Thai heute diese Worte vor. Und doch hat er sie geschrieben. Als er noch jünger war, noch näher dran an seinen Erinnerungen. Heute benötigt der alte Mann aus Vietnam eine Lupe, als er versucht, die Buchstaben seines eigenen Fluchtberichts zu entziffern. Chi-Huy Thai sitzt in einem netten, sonnigen Reihenhäuschen im Pforzheimer Stadtteil Maihälden, das seinem Sohn Nghi-Huan gehört. Er ist 84 Jahre alt, und ziemlich genau die Hälfte dieser Zeit wurde ihm geschenkt. Als sein altes Leben zu Ende ging, war er im mittleren Alter. Und bevor im Jahr 1979 in Pforzheim sein neues Leben beginnen konnte, musste er mit seiner Familie einmal durch die Hölle gehen.

Es ist Ende der 70er Jahre in Vietnam, der Krieg ist seit einigen Jahren beendet, und nach dem Sieg der Kommunisten dringt aus dem südostasiatischen Land nicht mehr viel nach außen. Deshalb dauerte es eine Weile, bis der deutschen



In Nusschalen auf das offene Meer: Die Bilder der vor dem kommunistischen Regime in Vietnam flüchtenden Boatpeople gingen Ende der 70er Jahre um die Welt. Foto: Scharsich/dpa/Cap Anamur

„

An die Angst vor dem Ertrinken kann man sich nicht gewöhnen.

Nghi-Huan Thai
Pforzheimer Schmuckdesigner

Öffentlichkeit klar wird, dass sich im Südchinesischen Meer eine Flüchtlingskatastrophe ereignet. Über mehrere Jahre hinweg versuchen 1,6 Millionen Vietnamesen, in kleinen Holzbooten über das offene Meer vor dem kommunistischen Regime zu flüchten. Eine Viertelmillion Menschen findet dabei den Tod. Die Flüchtlinge ertrinken, verdurstet oder verhungern auf offener See. Einige werden von Piraten umgebracht, Frauen werden vergewaltigt und verschleppt. Um ein Haar wird auch Chi-Huy Thai einer von denen, die niemals ankommen.

Es ist Ende der 70er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Jahrzehnt, geprägt von Reformeifer, RAF-Terror, Kaltem Krieg, Ölkrise und Atomprotesten. Die Nachrichten von den vietnamesischen Boatpeople erreichen eine Gesellschaft, in der viele eigene Kriegs- und Fluchterfahrungen haben. Auch in Pforzheim, einer Stadt, die im Zweiten Weltkrieg dem Erdboden gleichgemacht wurde. Sie erreichen unter anderem Ingeborg Christ, die bei der Caritas arbeitet und vom Schicksal der Flüchtlinge sehr bewegt ist. Und sie erreichen Colette Herber, deren Elternhaus in der Bretagne durch eine Fliegerbombe zerstört wurde. Die selbst flüchten musste. Die Pforzheimerinnen wollen helfen.

Als im Dezember 1978 in Deutschland die ersten Boatpeople Aufnahme finden, als Ingeborg Christ und Colette Herber die Bilder der mit verzweifelten Flüchtlingen gefüllten Boote in den Nachrichten sehen, befindet sich Chi-Huy Thai in Vietnam noch in Gefangenschaft. Für die Kommunisten ist er ein Verräter, weil er mit den Amerikanern und dem alten Regime zusammengearbeitet hat. „Dabei hatte er keine Wahl“, sagt sein Sohn Nghi-Huan, „wer nicht kollaborierte, wurde an die Front geschickt.“ Doch für die Gründe interessieren sich die Kommunisten bei ihren Säuberungsaktionen nicht. Sie stecken den Familienvater in ein Umerziehungslager, jahrelang. Als sich im April 1979 die Chance ergibt, entschließt sich die Familie deshalb zur Flucht. Nghi-Huan ist zwölf Jahre alt, als er bei Nacht und Nebel in ein überfülltes Boot steigt. Ausgang ungewiss.

Was folgt ist eine Geschichte von Trauer, Verzweiflung und Hoffnung, von beispielloser Angst und überschäumendem Glück. Chi-Huy Thai hat alles aufge-



Ankunft der ersten Boatpeople: Am 3. Dezember 1978 nahm Deutschland 163 Flüchtlinge auf. Foto: Werner Schilling/dpa



Gerade so überlebt: Das Foto zeigt Flüchtlinge an Bord des Rettungsschiffs „Cap Anamur“. Foto: Jürgen Escher/Cap Anamur



Zweite Chance in Pforzheim: Nghi-Huan Thai (links) und Chi-Huy Thai flüchteten 1979 aus Vietnam. Foto: Thai

schrieben, als er es noch frisch in Erinnerung hatte, er wollte dokumentieren, was geschehen ist. Vielleicht wären sonst nur Momentaufnahmen in seinem Kopf geblieben, die Eckdaten des Grauens: das übervolle Boot, in dem er, seine Frau und seine beiden Söhne sich mit mehr als 300 weiteren Passagieren aufs freie Meer wagen. Wasser- und Sauerstoffmangel, grauenvoller Gestank und Siechtum an Bord. Die Tage auf offener See, die sich wie Jahre in die Länge ziehen. Eine Begegnung mit einem Militärschiff, die für einen Mitfahrer tödlich endet. Schließlich die Ankunft in Malaysia, von der alle glauben, dass sie die Rettung sei – nur um nach einigen angst erfüllten Wochen im Flüchtlingscamp

vom Militär wieder aufs offene Meer geschleppt zu werden. Ohne Kompass. Zum Sterben ausgewetzt.

„An Soldaten und Gewehre kann man sich gewöhnen“, sagt der inzwischen 56-jährige Nghi-Huan. „Die Angst vor dem

Flüchtlingen, dann fällt ihm die ganze Verzweiflung von damals wieder ein.

In den letzten drei Tagen auf dem Meer, ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit einem Leck und einem Motorschaden haben alle Flüchtlinge in dem überfüllten Boot Todesangst. Wer an Gott glaubt, der betet, schreibt Chi-Huy in seinem Bericht. Die anderen verzweifeln leise oder weinen laut. Doch plötzlich erscheint am Horizont ein Schiff unter deutscher Flagge. Ein Kapitän, der Mitleid hat. Der sie an Bord nimmt und das Rote Kreuz informiert. Nach 93 Tagen Flucht haben Chi-Huy Thai und seine Familie es tatsächlich geschafft. Ein Flugzeug bringt sie nach Stuttgart und mit dem Bus geht es weiter nach Pforzheim. Die Stadt

Fächer-Schwerpunkt

Wasser, vor dem Ertrinken war viel größer.“ Wenn er heute Bilder sieht von überfüllten Schlauchbooten im Mittelmeer, Berichte hört von Pushbacks hinaus auf das offene Meer und von ertrinkenden

nimmt außer Herrn Thai und seiner Familie noch 40 weitere Flüchtlinge auf – alle vom selben Boot.

Ingeborg Christ ist eine von denen, die in Pforzheim auf die übermüdeten und traumatisierten Flüchtlinge warten. Sie ist stellvertretende Geschäftsführerin der Caritas und fest entschlossen, den Menschen bei ihrer Eingewöhnung zu helfen. Und damit ist sie nicht allein: „Das war eine ganz besondere Stimmung im Jahr '79“, sagt sie. „Es gab eine sehr große Hilfsbereitschaft.“ Die Stadt findet eine Unterkunft in der Naglerstraße, in der alle Flüchtlinge gemeinsam wohnen können. Schnell erklären sich Pforzheimer Familien bereit, Patenschaften zu übernehmen und sich um einen Flüchtling oder sogar eine ganze Familie zu kümmern. Colette Herber und ihr Mann sind auch darunter.

„Mein Mann hat in der Zeitung gelesen, dass Patenfamilien gesucht werden und mich beauftragt, bei der Caritas anzurufen. Da hieß es, eine achtköpfige Familie benötige noch Hilfe“, erinnert sich Herber. Sie spricht kein Wort Vietnamesisch, doch in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren hilft sie der Familie bei allem, was sie benötigt. Zunächst geht es um Arztbesuche, Behördengänge, Kindergartenplatz und Schule, später unterstützt sie bei der Wohnungs- und Jobsuche. Im Lauf der Zeit wird zumindest die Verständigung leichter. Die Kinder lernen in Schule und Kindergarten Deutsch und übersetzen.

Zur gleichen Zeit lässt sich auch Ingeborg Christ regelmäßig in der Naglerstraße blicken und kümmert sich um die Sorgen und Nöte der Boatpeople. Mal

„

Das war eine ganz besondere Stimmung im Jahr '79.

Ingeborg Christ
Sozialarbeiterin im Ruhestand

geht es nur um eine Waschmaschine oder ein paar Formulare. Doch es gibt auch große Berge zu bewältigen. Ein junger Mann ist auf der Flucht von seinen Eltern getrennt worden. „Da konnte ich bei der Familienzusammenführung helfen“, sagt die ehemalige Sozialarbeiterin. Für Frau Thai, die in Vietnam als Krankenschwester gearbeitet hat, findet sie eine Stelle im Krankenhaus. In einem rasanten Tempo, so scheint es Christ im Rückblick, integrieren sich die Vietnamesen in Pforzheim, finden Wohnungen und Jobs oder eröffnen Restaurants. Bereits ihre Kinder legen teilweise erstaunliche Bildungskarrieren hin, einige studieren.

Es entstehen Verbindungen zwischen deutschen und vietnamesischen Familien, denen die Zeit wenig anhaben kann. „Wir haben bis heute guten Kontakt“, erzählt Colette Herber. Im Laufe der Jahre war die Pforzheimerin auf drei vietnamesischen Hochzeiten eingeladen, und ein Enkelsohn ihrer früheren Schützlinge hilft ihr bis heute regelmäßig, wenn der Computer streikt.

Auch Nghi-Huan Thai pflegt noch enge Kontakte zu denen, die ihm zur Seite standen, als er mit zwölf Jahren traumatisiert und enturzelt in Pforzheim ankam. Ingeborg Christ, die seiner Mutter die erste Anstellung verschaffte, war bei seiner Hochzeit dabei. Und seine „Patenmama“, eine Pforzheimerin, hat ihn inzwischen adoptiert. Er ist Schmuckdesigner und spricht Deutsch mit schwäbischem Einschlag.

Erst 1992, 13 Jahre nach ihrer Flucht, konnten die Thais wieder nach Vietnam einreisen, dieses Mal als Besucher. „Da war alles noch genauso, wie wir es verlassen hatten – nur älter geworden“, sagt Nghi-Huan Thai. Doch er hatte sich verändert. „Ich habe gemerkt, dass Vietnam nicht mehr mein Land ist. Ich hatte mich an Deutschland gewöhnt.“

Auch sein Vater lacht nur kurz auf, wenn man ihn fragt, ob er seine Flucht je bereut hat. Zum Beispiel, als er an Bord des überfüllten Holzbootes aus dem Leben seines Sohnes bangte. Oder als die ersten Mitfahrer starben. Oder vielleicht ganz zum Schluss, als der eigene Tod fast unausweichlich schien. Chi-Huy Thai sagt etwas in seiner Muttersprache, sein Sohn übersetzt. Es sind nur zwei Worte, und der alte Mann sagt sie sehr entschieden: „Keine Reue!“ Angela Wiedemann



Heute sind die Boote nicht mehr aus Holz: Bootsflüchtlinge gibt es immer noch und sie sterben jeden Tag im Mittelmeer. Wie früher die „Cap Anamur“ versuchen heute Hilfsorganisationen wie „Sea-Eye“, so viele wie möglich zu retten. Foto: dpa/Sea-Eye/Heinz

„Wir haben die Pflicht zu helfen“

Phuc Huynh will dem Sterben im Mittelmeer nicht tatenlos zusehen

Phuc Huynh war drei Jahre alt, als er in das Boot stieg, das ihn entweder in die Freiheit oder in den Tod führen würde. Auf der Flucht vor dem kommunistischen Regime in Vietnam fuhr er im Jahr 1980 mit seiner Familie auf offene Meer hinaus und hatte Glück: Die „Cap Anamur“ war zur Stelle und sammelte die Flüchtlinge ein. Die Familie kam ins Allgäu, wo sie sich eine neue Existenz aufbaute. Im Interview erzählt der Regensburger Unternehmer, warum er sich heute selbst in der Flüchtlingshilfe engagiert – und warum die Integration der Boatpeople in Deutschland seiner Meinung nach so gut gelungen ist.

Herr Huynh, Sie engagieren sich für Flüchtlinge aus der Ukraine und für Bootsflüchtlinge im Mittelmeer. Welche Rolle spielt dabei Ihre eigene Biografie?

Phuc Huynh: Ich bin mir völlig dessen bewusst, was Deutschland mir und mei-

erem Militärschiff der Vietcong (kommunistische Vietnamesen) abgefangen. Sie haben uns alles genommen, was wir noch hatten, und uns wieder zur Küste geschleppt. Mein Vater wurde dabei angeschossen. Dennoch waren wir froh, dass sie uns nur überfallen haben, denn auf vielen Booten wurden die Frauen vergewaltigt, sogar kleine Mädchen. Als es dunkel war, sind wir wieder rausgefahren aufs Meer.

Wie lange waren Sie auf dem offenen Meer unterwegs?

Huynh: Mehrere Tage. Irgendwann sind uns die Wasserreserven ausgegangen. Die Leute haben dann Regenwasser gesammelt und sogar ihren Urin getrunken. Wir hatten aber Glück: Es ist an Bord niemand gestorben. Irgendwann haben wir in der Nacht Positionslichter eines Schiffes gesehen. Da war erst einmal Panik an Bord, weil alle dachten, das sind

wieder Piraten. Doch dann hat sich die „Cap Anamur“ durch ihre Flutscheinwerfer zu erkennen gegeben.

Wie ist es danach weitergegangen?

Huynh: Zuerst waren wir im Flüchtlingsheim in München, später kamen wir ins Allgäu. Dort war es wunderschön. Ich habe Kindheitserinnerungen wie Heidi auf der Alm.

Sehen Sie sich als Deutscher oder als Vietnamesen?

Huynh: Sie hören ja, dass ich einen bayerischen Akzent habe. Meine Gedanken sind deutsch, mir ist überhaupt nicht bewusst, dass ich Vietnamesen bin – es sei denn, ich schaue in den Spiegel. Vielleicht könnte man mich als Deutschen mit asiatischen Tugenden beschreiben.

Die Integration der Boatpeople in Deutschland wird häufig als Erfolgsgeschichte beschrieben. Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Huynh: Ich denke, ein Erfolgsfaktor der vietnamesischen Integration ist, dass wir viel Wert auf Bildung legen. Es ist in einer vietnamesischen Familie normal, dass die Eltern mehrere Jobs haben, damit das Kind nicht nur das Gymnasium besuchen, sondern auch Nachhilfeunterricht bekommen kann. Das ganze Kollektiv hält dafür zusammen, sogar Onkel, Tanten und ältere Geschwister unterstützen finanziell bei Schule und Studium. Die meisten meiner vietnamesischen Bekannten haben deshalb studiert. Ein zweiter Erfolgsfaktor ist, dass in der vietnamesischen Kultur Dankbarkeit und Demut als hohe Tugenden verankert sind. Wir Boatpeople wollten unsere zweite Chance nutzen, haben sie aber nie als selbstverständlich angesehen. Meine Eltern haben uns beigebracht, dass wir in Deutschland Gäste sind und uns auch so benehmen sollen. Das war das Leitbild unserer Integration.

Sie und Ihre Familie verdanken Ihr Leben dem Engagement des „Cap Anamur“-Gründers Rupert Neudeck. Sind Sie ihm einmal begegnet?

Huynh: Leider nicht, obwohl das mein großes Ziel war. Es tat mir sehr leid, dass er sich noch zu Lebzeiten gegen Vorwürfe wegen Schleppei wehren musste. Dafür, dass dieser Mensch so viel geleistet hat, war das sehr schön.

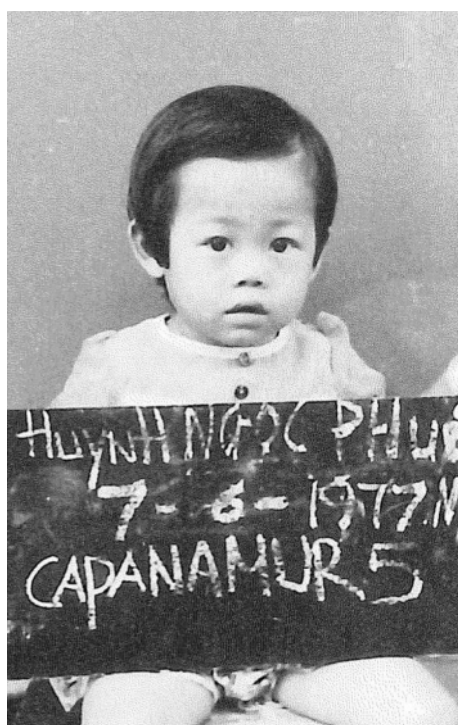
Seenotretter sehen sich immer wieder Kritik und sogar Gerichtsprozessen ausgesetzt. Warum halten Sie ihre Arbeit für unterstützenswert?

Huynh: Ich unterstütze die Organisation „Sea-Eye“ und bin mit dem Gründer, Michael Buschheuer, befreundet. Meine Meinung ist: Wir sprechen immer über Europa als Wirtschaftszone, aber wir sollten auch eine moralische Zone sein. Es kann doch nicht sein, dass wir vor unserer Haustür Menschen ertrinken lassen. Ich halte es für unsere moralische und europäische Pflicht, zu helfen und nicht tatenlos zuzuschauen.



Zur Person
Phuc Huynh

Der Regensburger Unternehmer ist als Dreijähriger mit seinen Eltern aus Vietnam geflüchtet und wurde von der „Cap Anamur“ gerettet. Er ist im Allgäu aufgewachsen und spricht Deutsch mit bayerischem Akzent.

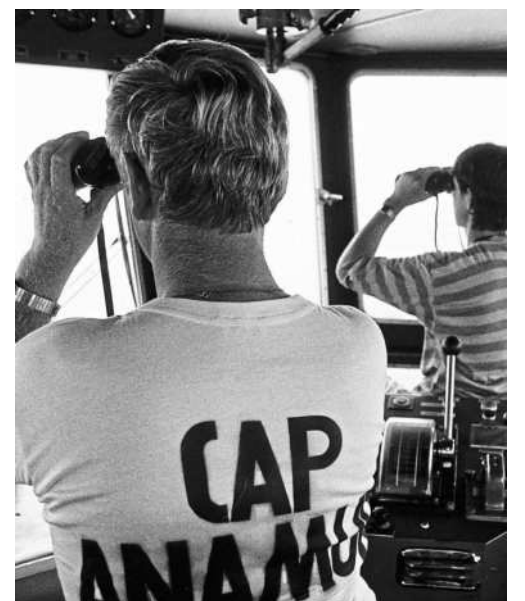


Gerettet: Phuc Huynh als Dreijähriger an Bord der „Cap Anamur“. Foto: Huynh

Wie die „Cap Anamur“ Tausende Flüchtlinge rettete



Ein Paar will Leben retten: Im Jahr 1979 krepeln Christel und Rupert Neudeck angesichts der humanitären Katastrophe im Südchinesischen Meer die Ärmel hoch: Das Ehepaar (Foto von 1999) gründet mit Freunden – darunter dem Schriftsteller Heinrich Böll – das Hilfskomitee „Ein Schiff für Vietnam“. Noch im selben Jahr chartern sie das Schiff „Cap Anamur“, das in Japan nach einer nationalen Spendenaktion zum Hospitalschiff umgebaut wird. Foto: Scheidemann/dpa



Erster Einsatz: Am 13. August 1979 kommt die „Cap Anamur“ mit einem Team aus freiwilligen Helfern und Technikern im Südchinesischen Meer an. Foto: Jürgen Escher/Cap Anamur



Die ersehnte Rettung: Bereits im ersten Jahr kann die „Cap Anamur“ erfolgreiche Einsätze vermelden. Es kommen zwei weitere Rettungsschiffe hinzu. Die Crews retten bis 1987 fast 11.000 vietnamesische Flüchtlinge aus akuter Seenot. Die Deutschen zeigen ihre Solidarität durch große Spendenbereitschaft: Über die Jahre kommen 20 Millionen Mark zusammen. Foto: Jürgen Escher/Cap Anamur



Geschafft: Nach der Rettung durch die „Cap Anamur“ beginnt für die Boatpeople in Deutschland ein neues Leben. Doch die Kritik an der Hilfsorganisation nimmt zu. Rupert Neudeck muss sich gegen Vorwürfe wehren, dass er durch sein Rettungsschiff dafür Sorge, dass sich umso mehr Menschen in Lebensgefahr begeben. Foto: Simon/Imago



Weiter im Einsatz: Aus dem Hilfskomitee „Ein Schiff für Vietnam“ geht 1982 der gemeinnützige Verein „Cap Anamur – Deutsche Not-Ärzte“ hervor. Andere Krisen rücken in den Fokus, und die Hilfsorganisation ist weltweit im Einsatz – nicht nur auf See. Das 35-jährige Bestehen kann Rupert Neudeck im Jahr 2014 noch feiern, bevor er im Jahr 2017 stirbt. Foto: Reinhardt/dpa Text: wid

Fächer-Schwerpunkt

ner Familie ermöglicht hat. Wir haben hier eine zweite Chance bekommen, eine Riesenchance. Für mich ist es wichtig, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Außerdem hasse ich den Krieg. Das Schlimme an Kriegen ist, dass es immer die Schwächsten der Gesellschaft trifft, die Älteren, die Armen oder Kinder.

Sie selbst waren ja auch ein Kind, als Sie mit Ihrer Familie aus Südvietnam geflüchtet sind ...

Huynh: Ich war dreieinhalb Jahre alt. An die Flucht kann ich mich deshalb nicht erinnern. Aber ich weiß alles darüber aus den Erzählungen meiner Eltern.

Warum ist Ihre Familie geflüchtet?

Huynh: Meine Familie stammt aus Tra Vinh in Südvietnam, wir waren relativ wohlhabend, hatten Ländereien und mein Vater war beim Militär. Als der Süden den Krieg gegen den Norden verloren hatte, wurden die Südvietnamesen enteignet und Menschen wie mein Vater mussten ins Umerziehungslager. Wir hatten als Familie keine Perspektive. Man muss sich überlegen: Die Chance, von der „Cap Anamur“ aufgefischt zu werden, war gering. Was bringt Menschen wie meinen Vater dazu, den Entschluss zu fassen, lieber auf der Flucht zu sterben als in dem System weiterzuleben? Das war schon eine große Entscheidung. Die meisten Boatpeople haben sie für ihre Kinder getroffen. Sie sollten eine Perspektive für die Zukunft haben.

Was hat Ihre Familie auf der Flucht erlebt?

Huynh: Meine Eltern hatten ihre Gold- und Dollarreserven in unsere Kinderkleider eingenäht. Wir wurden dann von